

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1900

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0002|log34

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Centralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.
Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

II. Jahrgang.
Nr. 6.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 89. — Bezugspreis
einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das
Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Centralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 2. Mai
1900.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Unsere Dorfkirchen.

Die Anzeichen dafür mehren sich, daß unsere neuerungsstüchtige, athemlos dahinhastende Zeit über Ziel und Zweck ihrer Bestrebungen nachzudenken beginnt. Man besinnt sich auf sich selbst und hält im stürmischen Laufe inne, um einmal zurückzublicken und sich klar darüber zu werden, was denn nun eigentlich gewonnen ist in dieser Zeit des gewaltigen Fortschrittes an bleibenden Werthen, an Errungenschaften, die wirkliche, nachhaltige Befriedigung gewähren. Und man wird sich klar darüber, daß des thatsächlichen Culturgewinnes weniger ist, als man vermeinte, man erkennt, daß das Erreichte mit schweren, vielfach unersetzlichen Verlusten erkauft ist. Solcher Erkenntniß verdanken auch die Bestrebungen, in deren Dienst sich dieses Blatt gestellt hat, ihre neuerliche Erstarkung. Der Sinn für die Pflege der geschichtlichen Denkmäler ist in erfreulicher Weise im Wachsen begriffen. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Erbes unserer Väter dringt in immer breitere Volksschichten ein. Gleichwohl darf man sich in dieser Hinsicht keinen Täuschungen hingeben. Nicht allein, daß es bis jetzt in der Hauptsache doch nur gewisse Kreise der Gebildeten sind, die dem Denkmalpflegewerke Theilnahme entgegenbringen, auch diese fassen die Aufgabe vielfach zu eng und einseitig auf. Die Freunde der Sache erwachsen dieser naturgemäß vorwiegend aus dem Kreise derer, die den geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Dingen nahe stehen. Für sie liegt aber die Gefahr vor, daß sie den Denkmälerbegriff zu eng begrenzen, daß ihnen als pflegebedürftig und erhaltenswerth nur diejenigen Gegenstände erscheinen, welche geschichtliche Bedeutung haben oder durch ihre Kunst- und Schmuckformen anziehen, sei es, daß bei diesen der stilgeschichtliche oder der künstlerisch-formale Werth im Vordergrund steht. Es fehlt eben häufig, und zwar sogar bei berufenen Fachmännern, noch die Einsicht, daß die Denkmalpflege sich nicht nur auf Kunst- und Culturwerke im höheren Sinne zu erstrecken hat, sondern daß sie ihre Wirksamkeit auch auf den Schutz von Bau- oder sonstigen Kunstwerken ohne besondere geschichtliche Bedeutung und ohne Schmuck- oder höher organisirte Kunstformen ausdehnen, daß sie sich auch einer gefährdeten Landschaft, eines bedrohten Ortsbildes annehmen, kurz, daß sie Heimathschutz im vollen Sinne dieses Wortes sein soll.

Wie oft hört man aus dem Munde selbst von Männern, die etwas gelten durch ihre Wirksamkeit in Denkmalpflegesachen, daß ein Bauwerk keine Architekturformen besitze, die seine Erhaltung wünschenswerth erscheinen lassen, oder daß es zwar, wie aus gewissen Anzeichen und Resten zu schließen, einst Denkmalwerth besessen habe, daß dieser aber infolge eingetretener Verwahrlosung und Baufälligkeit nunmehr geschwunden sei. Sie vergessen, daß ein Werk vergangener Zeiten die in diesen Sätzen geforderten Eigenschaften durchaus nicht zu besitzen braucht und dennoch ein Kunstwerk sein kann, ein Denkmal, welches mit Ehrfurcht zu behandeln ist und trotz seiner Einfachheit und Schmucklosigkeit den kommenden Geschlechtern aufs sorgsamste erhalten werden muß.

Zu diesen Denkmälern rechnen vor allem unsere Dorfkirchen. Es ist erschreckend mit anzusehen, welch leichten Herzens oft über diese ehrwürdigen Bauwerke der Stab gebrochen wird, mit welcher Gelassenheit sie dem Untergange geweiht werden.

Da steht so ein Kirchlein schlicht und schmucklos inmitten der bescheidenen Dorfstatt. Nicht etwa anspruchsvoll hingestellt mitten auf einen freien Platz, nein, seitlich der ausbiegenden Dorfstraße malerisch auf ein wenig erhöhter Stelle, umgeben von einem vielleicht etwas verwahrlosten, aber stimmungsvollen Friedhofe, auf dem unter den alten Linden und Fliederbüschen die Geschlechter von Jahrhunderten gebettet sind. Eine alte Mauer umgibt den Platz, seine geweihte Ruhe schützend und doch nicht zu hoch, um den Einblick in die poesievolle, erinnerungsreiche Stätte zu gestatten. Die altersgraue Kirche ist in Granitfindlingen errichtet, mit dicken Mauern und hohem mit bemosten Hohlziegeln gedecktem Dache. Ires kleinen Chores ist sie beraubt; den hat der dreißigjährige Krieg hinweggefegt. Auch das Kirchenhaus hat damals stark gelitten. Es ist in seinem vorderen Theile zusammengeschossen worden und ist

dort in der Zeit der schweren Bedrängniß in Fachwerk ergänzt, in ganz schlichtem, aber malerischem Fachwerk aus Eichenholz, das die Jahrhunderte hart gemacht haben wie Eisen. Ueber dem westlichen Theile erhebt sich ein einfacher Dachthurm, auch aus Fachwerk, aber verbrettert, wohl in späterer Zeit, in dem Glauben, daß die Hölzer auf diese Weise besser geschützt würden. Eine niedrige Pforte, noch niedriger erscheinend, als sie ist, durch die allmähliche Aufhöhung des umgebenden Erdreiches, führt ins Innere. Es ist schmucklos wie das Aeußere. Nach einer freien, bedeutenden Raumwirkung sucht man vergebens. Wer wollte sie auch verlangen von einem solchen anspruchslosen Kirchlein! Dafür ist der Eindruck aber traulich und ehrwürdig und bezeichnend für das kirchliche Zusammenleben der Gemeinde. Ein guter Theil der Grundfläche ist mit Emporen überbaut, der verbleibende freie Mittelraum noch beengt durch den Altar, der, wie wir sahen, des ihm zukommenden Platzes beraubt ist. Die mit alter Bleiverglasung versehenen Fenster erfüllen den Raum mit genügendem, mild gedämpftem Lichte. Eine schlichte, aber gediegene Ausstattung, einzelne alte Bilder und Allen theuere Erinnerungszeichen an Kriegsnoth und heldenhaften Sieg, an Vorgänge im Gemeindeleben, an verehrte, der Kirche besonders zugethane Stifter und Wohlthäter erhöhen die Weihe der stimmungsvollen Andachtsstätte.

Das ist das flüchtig gezeichnete Bild solch eines Kirchleins, dem das Todesurtheil gesprochen wird. Und aus welchen Gründen? — In erster Linie, weil man das schlichte Gotteshaus „nicht mehr für würdig“ hält, der Gemeinde zu dienen. Obwohl letztere keineswegs gewachsen ist, obwohl die Zahl der Plätze vollkommen genügt, erklärt man es für zu eng und zu klein. Man schämt sich seiner Schmucklosigkeit, der Schlichtheit seiner äußeren und inneren Erscheinung. Wie man das alte, gediegene, von den Urahren überlieferte Bauernhaus verachtet und an seine Stelle den mit Stuck und Zink und allem möglichen sonstigen Plunder aufgetakelten Abklatsch des städtischen Miethhauses im Dorfe einbürgert, so schiebt man auch nach der Stadtkirche hinüber und ruht nicht eher, bis man sich an die Stelle des mehrhundertjährigen Kirchleins einen „stilvollen“ Neubau hingesetzt hat: natürlich symmetrisch im Grundrisse, die hohen dünnen Mauern mit ausgesuchten Verblendern sauber verblendet, das niedrige Dach mit gemustertem Schiefer oder mit glasierten Falzziegeln gedeckt, mit verzierten Zinkrinnen und Abfallrohren versehen und von einem zinkbekleideten Dachreiter, Muster Kölner Dom, überragt. Vor der Westfront ein regelrechter Thurm, der Helm mit großen Gaupen bereichert, mit schablonirtem Schiefer, vielleicht auch in Zink gedeckt und mit einem dicken vergoldeten Kreuze bekrönt; das Portal mit Wimpergen und zwei Fialen in Kunststein aufgeschmückt und mit einer Maßwerk-Flügelthür geschlossen. Weite Fenster, damit sie dem „weiträumigen, einheitlichen“ Inneren nur ja genügendes Licht spenden, mit eisernen Sprossen versehen und rautenförmig mit weißem, von einem schmalen einfarbigen Streifen eingefassten Kathedralglase verglast, erhellen den Kirchenraum, dessen Wände in einem lichten Farbentone gestrichen und felderweis mit breiten und feinen Linien eingefast werden und über dem sich eine in den Fugen gestäbte, lasirte, mit roth, blau und womöglich etwas Gold abgesetzte Holzdecke spannt. Die Ausstattungsstücke in Maßwerk-tischlerei und in der Farbe ähnlich behandelt wie die Decke, der Fußboden mit kleinen, bunt gemusterten Thonplättchen belegt. — Das ist ungefähr das Ideal, welches denen, die nach der neuen, „würdigen“ Kirche trachten, vorzuschweben pflegt; in Wirklichkeit ein nüchternes, kahles, poesieloses Machwerk, unecht aufgeputzt, viel zu groß für die kleine Dorfgemeinde wie für den Maßstab der Umgebung, kalt, bar der Ueberlieferung verflossener Zeiten, vergangener Geschlechter, bar auch der Erinnerungen für den Einzelnen, der Erinnerungen an all die Vorgänge und Erlebnisse, die den fühlenden Menschen, die insbesondere den in stetigen und einfachen Lebensverhältnissen aufwachsenden Dorfbewohner eng mit seinem heimathlichen Gotteshause verketteten oder doch verketteten sollten.

Weiter werden aber auch noch andere Gründe für den Abbruch ins Feld geführt. Der alte Kirchhof, die Kirche selbst stehen angeb-

lich im Wege. Denn man trägt sich mit der Absicht, die Dorfstraße zu begründen und zu verbreitern. Mit diesen Maßregeln will man den Ort „verschönern“, vermeint man seine Anlage zweckmäßiger zu gestalten: man vergißt, daß man ihm damit seiner Natürlichkeit, seiner schlichten, malerischen Reize, gewöhnlich auch dieser oder jener mit allerhand praktischen Vortheilen verknüpften Eigenthümlichkeit beraubt. Dann meint man wohl, die alte Kirche sei baufällig und könne ohne unverhältnißmäßigen Kostenaufwand nicht mehr erhalten werden. Beim genaueren Zusehen jedoch findet sich, daß die Schäden nur mehr an der Oberfläche liegen, und daß sie gar nicht entstanden sein würden, wenn das Bauwerk allezeit mit Liebe und Sorgfalt in baulichen Würden gehalten worden wäre.

So steht es in vielen Fällen mit unseren alten Dorfkirchen. Die Gefahr ist groß, daß sie, eine nach der anderen, verschwinden. Möchte dem doch Einhalt gethan werden! Möchte überall, wo der Gedanke des Ersatzes eines solchen Gebäudes durch einen Neubau auftaucht, auf das allersorgfältigste geprüft werden, ob wirklich triftige Gründe dafür vorliegen. Man vergesse nicht, daß es nur ganz selten gelingt, das Neue dem Jahrhunderte Alten ebenbürtig oder gar überlegen zu gestalten. Und ist der neue Wurf glücklich, geräth dem Baumeister eine Dorfkirche, die an sich Hand und Fuß hat, so fragt sich immer noch, ob sie in Maßstab und Stellung, in Formen und Farben richtig in ihre Umgebung paßt. Gerade dies ist das schwierigste an der ganzen Sache. Es erfordert, da das Zufällige, das natürlich Gewordene zu ersetzen ist, einen feinen künstlerischen Sinn, einen klaren Blick für einfache landschaftliche Schönheit und daneben oft ein seltenes, nicht geringes Maß von Anpassungsvermögen und Selbstbeschränkung.

Man hört wohl gelegentlich die Behauptung, daß durch einen stattlicheren und geräumigeren Neubau an Stelle eines bescheidenen alten Kirchleins der Besuch der Gottesdienste befördert, der kirchliche Sinn in der Gemeinde gehoben werde. Dem ist entgegenzuhalten, daß der Sinn des schlichten Mannes treu an alten kleinen Verhältnissen zu hängen pflegt und daß mancher dieser Getreuen der Kirche geradezu entfremdet werden kann durch die Neuerung, an die er sich nicht mehr zu gewöhnen vermag. Jedenfalls aber liegt

die Gefahr vor, daß durch sie die Pietät, die mit der warmen Anhänglichkeit an das Alte verknüpfte gesunde conservative Gesinnung der Landbevölkerung beeinträchtigt wird, während das Scheinwesen, die ungesunde Sucht nach Neuem, über die Verhältnisse Hinausgehendem Vor-schub erhalten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß da, wo infolge erheblichen Anwachsens der Gemeinde das Bedürfnis einer größeren Kirche thatsächlich vorhanden ist, selbstverständlich auf bauliche Abhülfe Bedacht genommen werden muß, und es ist nicht zu verkennen, daß eine derartige Lage häufig nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Wie dann zu verfahren ist, muß von Fall zu Fall erwogen werden. Unter Umständen ist der Neubau einer zweiten nicht zu großen Kirche das richtige Abhülfemittel. Der manchmal auftauchende Vorschlag, die durch einen größeren Neubau an anderer Stelle überflüssig werdende alte Kirche zwar zu erhalten, aber anderweit oder gar nicht mehr zu benutzen, ist gut gemeint, aber nur in ganz seltenen Fällen annehmbar. Denn eine würdige Benutzungsweise für einen anderen Zweck wird sich fast nie finden; und läßt man ein Bauwerk unbenutzt stehen, so ist es nach alter Erfahrung sicherem Verfall preisgegeben, ganz abgesehen davon, daß selbst bei bestem Willen die Gemeinde gewöhnlich nicht über die Mittel verfügt, sich einen derartigen Luxus zu verstatten. Der beste Weg ist in solchem Falle immer noch der, wenn irgend es die baulichen Verhältnisse erlauben, einen Erweiterungsbau der alten Kirche unter thunlichster Schonung ihres Bestandes vorzunehmen. Die Schwierigkeit einer derartigen Aufgabe für den Architekten wird in der Regel nicht gering sein; aber die Kunstgeschichte lehrt uns, und auch neuere Versuche haben bewiesen, daß es doch oftmals glückt, auf diese Weise zu ansprechenden, landschaftlich wie baukünstlerisch in gleichem Maße befriedigenden Lösungen zu gelangen.

Unsere Dorfkirchen sind fast die einzigen Marksteine alter Cultur und Geschichte auf weite Landstrecken. Sie zu schützen, sie ehrfurchtsvoll zu erhalten ist ernste Pflicht, nicht weil sie alt sind, sondern weil aus ihnen ein frischer, gesunder Geist weht, der Geist, der einem Volke nicht abhanden kommen darf, wenn es den Halt nicht verlieren will, den es zur Sicherung eines stetigen, erspriesslichen Culturfortschrittes nicht entbehren kann. Hd.

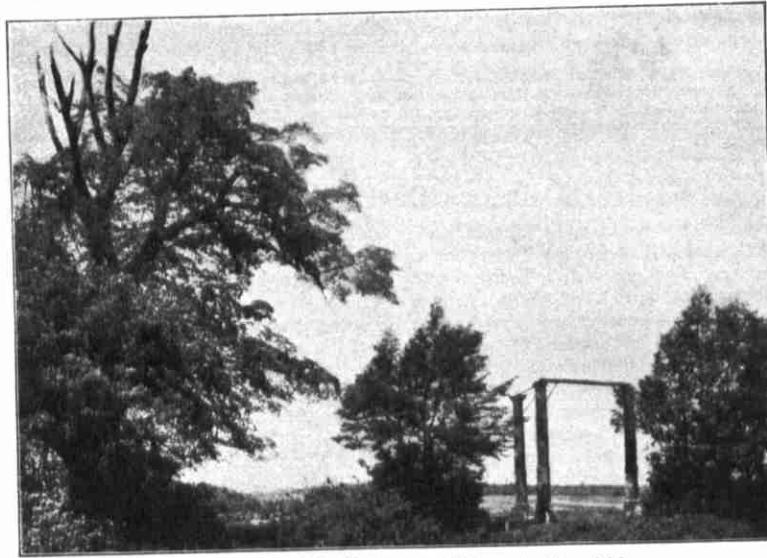


Abb. 1. Centgerichtslinde und Galgen in Beerfelden.

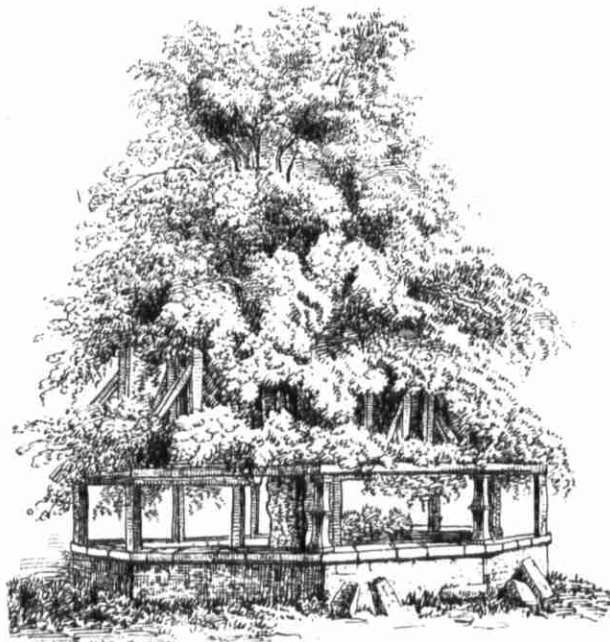


Abb. 2. Michelstädter Centlinde im Jahre 1796.

Mittelalterliche Reste aus Michelstadt im Odenwald.

Auf einer Studienreise kamen dem Unterzeichneten vor einiger Zeit in dem an mittelalterlichen Werken so reichen Städtchen Michelstadt im Odenwald zufällig einige alte Handzeichnungen zu Gesicht mit schaubildlichen Darstellungen, deren Gegenstände zur Zeit längst abgebrochen und verschwunden sind. Da die dauernde Erhaltung der in unachtsamen Privat Händen befindlichen Originalzeichnungen fraglich ist, so erscheinen sie es wohl werth, hier wiedergegeben zu werden. Sie rühren von dem glücklich Erbachschen Archiv-

rath Kehr her und stammen aus dem Jahre 1796. Mit herzlicher Freude ruht das Auge auf den in einfachen Linien mit perspectivischer Gewandtheit gezeichneten Darstellungen, weil aus ihnen in jedem Striche die hingebende Liebe zu den heimischen Denkmälern spricht aus einer Zeit, der man Verständnis und Empfindung für die Werke der Vorfahren sonst nicht nachrühmen kann.

Michelstadt besaß bereits zur Zeit der fränkischen Könige geschichtliche Bedeutung. Ludwig der Fromme machte den Ort dem

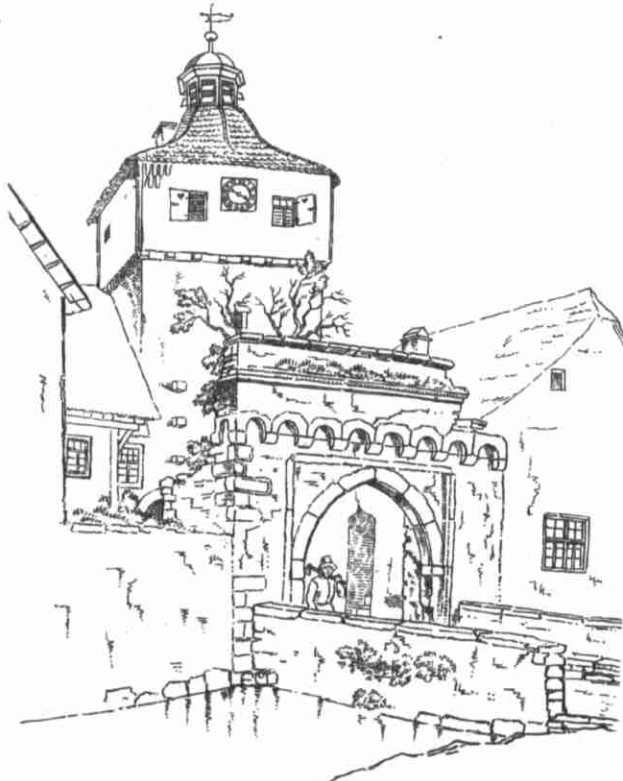


Abb. 3. Das untere Thor von Michelstadt.

Kanzler Karls des Großen, Einhard, zum Geschenk, welcher sich in seinen späteren Lebensjahren hierhin vom Hofleben zurückzog.⁷⁾ Bald danach erhielt die Stadt ihre erste Befestigung, welche jedoch im Jahre 1307 wieder zerstört ward. Im Jahre 1395 wurde Michelstadt von den Grafen Erbach, welche inzwischen landesherrliche Rechte über den Ort erlangt hatten, abermals mit Mauern und Thürmen umwehrt: doch zog sich die Fertigstellung dieser Befestigungen wegen mangelnder Geldmittel sehr lange hin.

Der in Abb. 3 wiedergegebene Thorbau gehört seinen Formen nach (abgesehen von dem Obergeschoß des Thurmes) der frühmittelalterlichen Zeit an und war daher vielleicht ein Rest jener Befestigung aus dem 14. Jahrhundert, der sich durch die Zeiten späterer Verwüstungen bis ins 19. Jahrhundert hinein gerettet hatte. Der Mauerthurm (Abb. 4), zeigt über der geschlossenen Masse des unteren Theiles einen leichten, jedenfalls nachträglich aufgesetzten Fachwerkaufbau aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, der trotz seiner schlichten Ausführung jedenfalls doch von charaktervoller Wirkung war.

Von Interesse ist auch die Darstellung der alten Michelstädter Centlinde (Abb. 2). Nach der altgermanischen Verfassung war das Land in Gaue und Hundertschaften (Cente) eingetheilt. Michelstadt,

⁷⁾ Ein bedeutsames Denkmal dieser Zeit ist in der berühmten, von Einhard erbauten altchristlichen Basilica in dem benachbarten Dorfe Steinbach noch erhalten.

als einer der ältesten größeren Orte im Odenwald, bildete mit seiner Umgebung bereits in frühester Zeit eine eigene Cent, welche nach urkundlichen Ueberlieferungen ihre Gerichtsstätte unter der damals vor der Stadt gelegenen Linde hatte. Der Platz unter dem ehrwürdigen Baume war mit steinerner Brustwehr umfriedet (vgl. Abb. 2), um den heiligen Gerichtsban abzugrenzen und zu trennen von der Schar des Volkes. Innerhalb dieser Schranken waltete der Centgraf mit den Schöpffen seines ernsten Amtes. Ueber der Brustwehr war auf einfachen Holz- oder Steinfeilern ein erhöhter Balkenkranz hergestellt, um die mächtigen Zweige des Baumes zu stützen und in genügender Höhe über dem Erdboden zu halten. Dadurch erhielt der Platz unter dem Baume trotz seiner Lage unter freiem Himmel zugleich etwas raumartig abgeschlossenes und feierliches. Auch in dem darüberliegenden Gezweige des Baumes selbst sind noch Holzconstructions sichtbar, die jedenfalls dem gleichen stützenden Zwecke dienten.

Leider ist sowohl die ehrwürdige Linde mit ihrer Umgebung wie der Mauerthurm und die stattliche Thoranlage um das Jahr 1840 „aus Verkehrsrücksichten“ beseitigt worden. In Wirklichkeit wird das Hinderniß, welches diese Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit des Ortes dem Verkehr bereiteten, wohl kaum sehr erheblich gewesen sein, denn das stille, friedliche Städtchen wird noch jetzt von Sommerfrischlern gern als ländlicher Aufenthalt aufgesucht. An der Stelle der alten Centlinde steht zur Zeit das Kriegerdenkmal der Stadt, aber noch immer wird die Stätte der Lindenplatz genannt.

Es sei zum Schlusse bemerkt, daß im Odenwalde der Volksmund die einzelnen Landschaften noch heute nach den alten Centeinteilungen bezeichnet, und zwar wird Michelstadt mit Umgebung die Untercen genannt, während das etwa 12 km weiter südlich gelegene

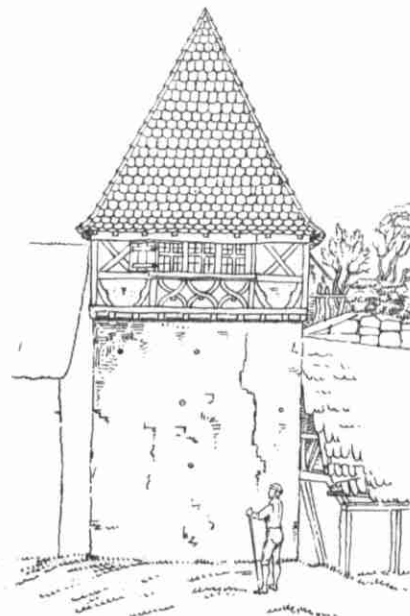


Abb. 4. An der Michelstädter Stadtmauer.

Beerfelden die Obercent heißt. Die Centgerichtslinde dieses letzteren Ortes ist als ein sagenumwobener Ueberrest aus altergrauer Vorzeit bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Leider jedoch ist der uralte malerische Baum jetzt auch im Absterben begriffen, wie Abb. 1 zeigt. Die Stätte derselben wird aber ganz besonders merkwürdig durch den daneben noch stehenden mittelalterlichen Galgen, welcher in regelrechter künstlerischer Form (!) aus drei toscanischen Sandsteinsäulen gebildet ist. Von den über den Säulen liegenden hölzernen Querbalken hängen noch die Reste der alten Ketten herab und klirren leise im Abendwinde, dem Wanderer traumhafte Mär zuflüsternd von der grauvollen Härte versunkener Geschlechter.

der grauvollen Härte P. Lehmgrübner.

Vom Münster in Strafsburg.

(Schluß.)

Besondere Aufmerksamkeit erheischen die Wiederherstellungen zweier figürlichen Bildwerke. In dem halbrunden Bogenfelde des frühgothischen nördlichen Querschiffportals war ehemals die Anbetung der Könige dargestellt, das Relief aber in der französischen Revolution abgeschlagen worden, sodafs nur die Umrisse der Figuren sichtbar geblieben waren. Immerhin boten diese einen genügenden Anhalt, um das Relief wiederherzustellen. Dies ist nun in wohlgelegener Weise geschehen; von einer Bemalung des Bildwerks ist vorläufig Abstand genommen, wenn auch deutliche Farbensepuren sich an dem Originalen vorfinden. Letzteres hat bis auf weiteres einen Platz im Kreuzgange hinter dem Chore erhalten. Die zweite, zur Zeit noch in der Ausführung begriffene Arbeit betrifft die Ergänzung des heiligen Grabes, einer Bildgruppe, die nach der Art der besser erhaltenen Gruppe in der Kirche zu Nieder-Haslach den Leichnam Christi auf einem Sarge liegend darstellte, von den drei Marien be-

trauert, auf den Seitenflächen des Sarges in mehreren Feldern die schlafenden Krieger, die das Grab bewachen sollten. Die Trümmer dieser ursprünglich in der Katharinen-Capelle aufgestellten Gruppe waren vom Münsterbaumeister Klotz gesammelt worden. Die jetzt im Modell ergänzten Platten mit den Kriegern lassen erkennen, daß es sich um ein bedeutsames Werk vom Ende des 14. Jahrhunderts handelt. Ueber den zukünftigen Standort ist noch nichts entschieden.

Die Orgel des Münsters, die noch vom Jahre 1489 stammt, befindet sich auf der Nordseite des Mittelschiffes. Um für das Gebläse mehr Raum zu schaffen, hatte man 1848 über dem nördlichen Seitenschiffe einen steinernen Aufbau gesetzt, der in der äußeren Erscheinung sehr störend wirkte. Nachdem jetzt das Gebläse umgestellt und mit elektrischem Betriebe versehen worden ist, ist es möglich geworden, den Aufbau zu beseitigen und das Seitenschiffdach wieder durchzuführen. Zugleich wurde, um das Orgelwerk

leichter zugänglich zu machen und um es vor den Einflüssen des Temperaturwechsels besser zu schützen, ein Stimmgang zwischen den Strebebeilern des betreffenden Joches vorgelegt (Abb. 4). Diese Arbeiten sind noch nicht abgeschlossen.

Der an der Südfront gelegene Eingang zu den Thürmen mit der sich anschließenden Pfortnerwohnung wurde angemessen umgebaut und die neue Architektur als zweigeschossiges Holzfachwerk innerhalb der alten Steinumrahmung ausgebildet, um sie von dieser zu trennen und als jüngeren Einbau kenntlich zu machen. Für die Aufstellung von Windfängen auf den Innenseiten sämtlicher Eingänge liegt ein Entwurf bereit, dessen Verwirklichung jedoch im Hinblick auf dringendere Arbeiten zurückgelegt werden mußte.

Dagegen hat das Innere des Münsters seit dem Winter 1896/97 eine elektrische Beleuchtung erhalten, welche von dem städtischen Elektrizitätswerk versorgt wird. Die Zuleitung erfolgt von der Nordseite her durch die Lorenz-Capelle, steigt im nördlichen Querschiff zum Dachraume aufwärts, um sich hier zu vertheilen. Die Vierung wird durch eine Krone von 6 m Durchmesser beleuchtet, die im Anschluß an die Vorbilder der Dome in Aachen und Hildesheim entworfen ist; ihr kupferner Reif ist bemalt und verguldet; das Tragwerk ist aus Schmiedeeisen gefertigt. Die Katharinen- und die Martins-Capelle haben jede eine kleinere schmiedeeiserne Krone erhalten. Im übrigen sind die in den Bögen des Langhauses aufgehängten Ampeln, sowie die an Pfeilern und Wänden angebrachten Arme in anspruchslosen Formen gehalten. Die Leitungsdrahte liegen überall leicht zugänglich. Grundsätzlich wurde darauf Werth gelegt, daß die elektrische Beleuchtung dem Kerzenlichte der Altäre keinen Abbruch thue. Das elektrische Licht wird zugleich für die Arbeiten der Werkhütte herangezogen; sogar im Dachraume sind Anschlüsse für dort auszuführende Arbeiten vorgesehen, und im dritten Geschoße des Nordthurmes ist eine elektrisch betriebene Winde mit Krahn aufgestellt, welche die auf der Plattform befindlichen Treträder entbehrlieh macht und sich von besonderem Nutzen bei der Instandsetzung der Westfront erweisen wird. Wird die elektrische Beleuchtung der Dachräume gleichzeitig zur Sicherung des Münsters gegen Brandgefahr beitragen, so ist weiter noch anzuführen, daß die Dachräume mit einer Druckwasserleitung versehen worden sind und die Leute der Werkhütte auch in Feuerwehrdiensten geübt werden.

Ein lebhafter Wunsch der Eingepfarrten geht dahin, das Münster mit einer Heizung auszustatten. Im vergangenen Jahre fand unter dem Vorsitze des Bürgermeisters eine Berathung statt, zu welcher als Sachverständige die Geheimen Regierungsräthe Rietschel, Professor der Technischen Hochschule in Charlottenburg, und Fischer, Professor der Technischen Hochschule in Hannover, hinzugezogen wurden. Beide riethen übereinstimmend von der seitens der Gemeinde gewünschten Luftheizung ab und empfahlen eine Niederdruck-Dampfheizung, welche es am zuverlässigsten ermöglichen wird, die von den hohen Fenstern sich herabsenkenden kalten Luftströme zu bekämpfen und Zugströmungen zu verhindern. Rietschel verwies insbesondere auf die von ihm entworfene und mit günstigem Erfolge ausgeführte Niederdruck-Dampfheizung des Ulmer Münsters. Leider scheint man sich nicht entschließen zu können, dem Gutachten der beiden Sachverständigen Folge zu geben, und wenn die Meldungen der Tagespresse richtig sind, sogar keinen Anstand zu nehmen, ein Pariser Heizungsgeschäft mit dem Auftrage zu betrauen.⁵⁾ Nachdem die vor mehreren Jahren ausgeführte Heizung des hohen Chores völlig mißglückt ist, sollte man sich mahnen lassen, doppelt vorsichtig zu sein.

So vieles nun auch für die Pflege des Bauwerks in den letzten Jahren geschehen ist, so bleibt doch noch vieles andere zu thun, bevor man den Zustand des Münsters in allen Theilen als befriedigend erklären kann. Als der verstorbene Boeswillwald, Generalinspector der geschichtlichen Denkmäler Frankreichs, im Jahre 1888 über seine in Gemeinschaft mit dem Wiener Dombaumeister v. Schmidt ausgeführte eingehende Untersuchung des Münsters dem Bürgermeister Bericht erstattete, führte er aus, daß die Standfestigkeit der Hauptmasse des Gebäudes durch die vorgefundenen Schäden zwar nicht gefährdet sei, daß aber die Fronten sich in einem Zustande des Verfalls befänden, „welcher demjenigen, der das Bauwerk nicht ein-

gehend besichtigt hat, unglaublich erscheinen muß“. Diese Aeußerung ist auch noch heute leider nur zu wahr. Die zierlichen spätgothischen Dachbrüstungen der Ostseite sind in so bedenklichem Maße von der Verwitterung angegriffen, daß man für ihren Bestand fürchten muß. Weit schlimmer noch ist der Zustand der Westfront. Die drei Portale sind zwar befriedigend erhalten, je höher man aber hinaufsteigt, desto ärger werden die Schäden der Zierarchitektur. Die Gründe liegen darin, daß die späteren Zeiten nicht die tüchtige Ausführungsweise der früheren innehielten, den Stein weniger sorgfältig wählten und selbst fehlerhafte Bauweisen anwandten; namentlich zeigt sich die Oberfläche der Steine von dem Roste der eisernen Dübel und Schlaudern zersprengt, sodaß sie in großen Schalen abblättert. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hatte man mehr Interesse, den fehlenden Figurenschmuck zu beschaffen, als für die Instandsetzung der Architektur zu sorgen. Die Plattform bedarf einer ordnungsmäßigen Entwässerung. In etwas besserem Zustande befindet sich der Hültsche Thurm. Hier hat man jetzt den Versuch gemacht, die schadhaften Treppenstufen mit aufgelegten Platten zu ergänzen, um nicht die Stufen auszuwechseln und damit den Bestand der Treppenthürmchen zu gefährden. Wird die Instandsetzung des Westbaues noch längere Zeit hinausgeschoben, so läßt sich keine Gewähr übernehmen, daß nicht etwa ganze Theile der Baldachine, des Malswerks oder der Brüstungen abstürzen.

Minder dringlich sind einige andere Fragen, die der Lösung noch harren. Beim Bau der Vierungskuppel, der zu Liebe man die Dächer des Querschiffes niedriger legte, wurde es verabsäumt, ordentliche Anschlüsse an das Dach des Langhauses herzustellen. Sehr zu wünschen ist, daß die vor dem nördlichen Querschiffe gelegene spätgothische Lorenz-Capelle von den störenden Einbauten befreit und eine geräumige Sacristei weiterhin im Seminargebäude eingerichtet würde. Im Inneren ist der hohe Chor seiner Würde entsprechend abzuschließen und am Ostende des Schiffes ein Pfarraltar zu errichten. Im übrigen gilt es, die wenigen noch erhaltenen Reste der alten Ausstattung thunlichst zu schonen. Dabei sei dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die kostbaren barocken Wandteppiche, die das Münster besitzt, wenngleich es sie nur selten gebraucht, recht bald sachgemäß ausgebessert werden möchten.

In Anbetracht so zahlreicher schwieriger Aufgaben erscheint der Streit darüber müßig, ob die um 1775 bis 1778 in gothisirenden Formen errichteten Bogengänge längs der Nord- und der Südseite des Langhauses zu erhalten, oder ob sie niederzulegen seien. Ihrem Zwecke, die Verkaufsflächen zu verdecken, welche das Münster ehemals umgaben, dienen sie freilich nicht mehr. Als ein früher und nicht übel gelungener Versuch, in gothischem Stile zu arbeiten, haben jene Bogengänge aber zweifellos einen Denkmalwerth. Der mehrfach geäußerte Wunsch, sie beseitigt zu sehen, ist dem Glauben entsprungen, daß die Erscheinung eines Bauwerkes gewinne, wenn man es möglichst von seiner Umgebung loslöse. Diese Anschauung muß als überwunden bezeichnet werden; durch „Freilegungen“ hat man den mittelalterlichen Kirchenbauten mehr geschadet als genutzt. Dazu kommt, daß die Höfe, welche von den Bogengängen umschlossen werden, zur Zeit nicht entbehrt werden können, indem sie für den Werkbetrieb nutzbar gemacht worden sind⁶⁾. In dem nördlichen Hofe sind, wie bereits erwähnt, die abgängigen Bautheile gesammelt worden; im südlichen ist die Werkhütte eingerichtet. Diese befand sich zuletzt auf dem Lagerplatze in Neudorf, eine halbe Stunde vom Münster entfernt, was selbstverständlich mit allerhand Unzuträglichkeiten verbunden war; 1897 wurde die Hütte an ihren gegenwärtigen Platz verlegt, wo sie sich zu den Füßen des Münsters recht zweckmäßig befindet und ihr Betrieb den Blicken des fremden Besuchers entzogen bleibt. Der Hof ist überdacht; das Oberlicht und die hohen Malswerkfenster führen den Steinmetzen reichliches Licht bei der Arbeit zu, während die an der Decke angebrachten Wasserzerstäuber für Kühlung und Reinhaltung der Luft sorgen. Der Arbeitsraum hat Heizung und elektrische Beleuchtung; auch ist eine Duscheinrichtung zum Gebrauch der Werkleute vorhanden. Nicht alle Handwerker haben in dem Hofe auf der Südseite des Langhauses Platz gefunden; die Schmiede, Zimmerleute und Schreiner, deren Zahl jedoch nur gering ist, sowie die mit der Wiederherstellung figürlicher Sculpturen beschäftigten Bildhauer sind auf benachbarten Grundstücken untergebracht. Unter den Mitgliedern des Hüttenverbandes besteht ein erfreulicher genossenschaftlicher Zusammenschluß. Es möchte sich empfehlen, mehr noch als bisher geschehen, die Werkleute des Münsters auch zu anderen Wiederherstellungsbauten im Elsaß heranzuziehen.

Die Sammlungen der Originalsculpturen und der zum Zwecke

⁶⁾ Die Beseitigung der Bogengänge wurde zuletzt von Professor Dehio in Nr. 227 des Jahrganges 1899 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München) gefordert. Ihm antwortete Arntz in Nr. 277 mit dem ausführlichen Aufsätze: Die Zukunft des Straßburger Münsters.

⁵⁾ Vgl. Gesundheits-Ingenieur 1899, S. 161 u. 232.

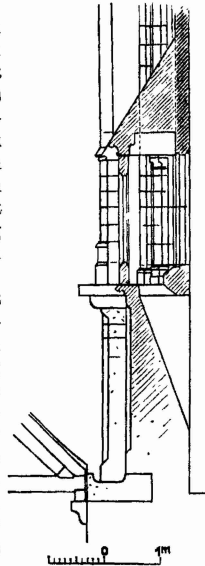


Abb. 4. Stimmgang der Orgel.

der Wiederherstellungsarbeiten gefertigten Modelle haben einen so großen Umfang gewonnen, daß für sie kaum noch Raum zu beschaffen ist. Das dem Münster gegenüber gelegene Frauenhaus, eines der schönsten alten weltlichen Bauwerke Straßburgs, hat neben dem Werkamte bereits seit mehreren Jahrzehnten die Sammlungen des Münsters aufgenommen; es ist aber gegenwärtig derartig überfüllt, daß der Plan einer Wiederherstellung und Erweiterung des Gebäudes ernstlich in Erwägung gezogen zu werden verdient. Bei der Wiederherstellung würde vor allem das Dachgeschloß der Südfront in der Gestalt, wie es bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch bestand, auszubauen sein. Die Erweiterung dürfte nach Westen hin, wo sich der langweilige Neubau anschließt, welchen zur Zeit die Reichspost von der Stiftsverwaltung gemiethet hat, auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten stoßen. Freilich läßt sich ein Zeitpunkt, wann für diesen Zweck Mittel bereitgestellt werden können, nicht übersehen.

Bisher hat die Stiftsverwaltung die Baulasten aus dem eigenen Vermögen bestritten. Aber die Einnahmen, die hauptsächlich aus Pacht- und Zinserträgen gebildet werden, gehen von Jahr zu Jahr zurück. So werfen dunkle Wolken ihre Schatten auf die Zukunft des Münsters. Arntz selbst hat den Gedanken der Gründung eines Münsterbau-Vereins ausgesprochen⁷⁾. Das Straßburger Münster ist

eines unserer hehrsten Nationaldenkmäler, für welches jeder Deutsche sich begeistert: die Sorge für die Pflege und Erhaltung des Werkes muß aber auch als eine Ehrensache des deutschen Reiches gelten. Jedenfalls bleibt die Beschaffung der Baumittel vor der Hand die wichtigste Frage, die gelöst sein will, bevor den erwähnten mannigfachen Forderungen nähergetreten werden kann. Die von Arntz ausgeführten Arbeiten legen von großer Umsicht Zeugnis ab, sodaß jeder Freund des Münsters wünschen wird, seine Kraft dem Dienste desselben erhalten und in freudigem Schaffen bei den noch zu lösenden Aufgaben verwerthet zu sehen. Es ist zu erwarten, daß er, nach vorsichtiger Wahl zum Münsterbaumeister berufen, alle Schwierigkeiten mit Ausdauer überwinden wird. Andererseits darf man der Verwaltung, welche Gutachten der berufensten Sachverständigen auf dem Gebiete der Denkmalpflege eingelegt, auch eine Aeußerung der preussischen Akademie des Bauwesens veranlaßt hat, das Vertrauen entgegenbringen, daß sie zur rechten Zeit Sorge tragen wird, für die Erhaltung und Instandsetzung des Straßburger Münsters, dieses Juwels deutscher Baukunst, die erforderlichen Mittel aufzubringen. Julius Kolbe.

⁷⁾ In seinem eben erst angezogenen Aufsätze (vgl. über diesen auch S. 130 des Jahrganges 1899 der Denkmalpflege).

Der große Radleuchter im Hildesheimer Dome.

In Nr. 5 dieser Zeitschrift, S. 39 wird aus Hildesheim berichtet, daß der im Mittelschiffe des dortigen Domes hängende altherwürdige, mit reichen und interessanten Ornamenten versehene

muthung Raum geben, der Leuchter sei von Bernward († 1022) begonnen, aber erst unter Hezilo vollendet worden. Der Berechtigung dieser Annahme stehen aber manche Bedenken gegenüber,

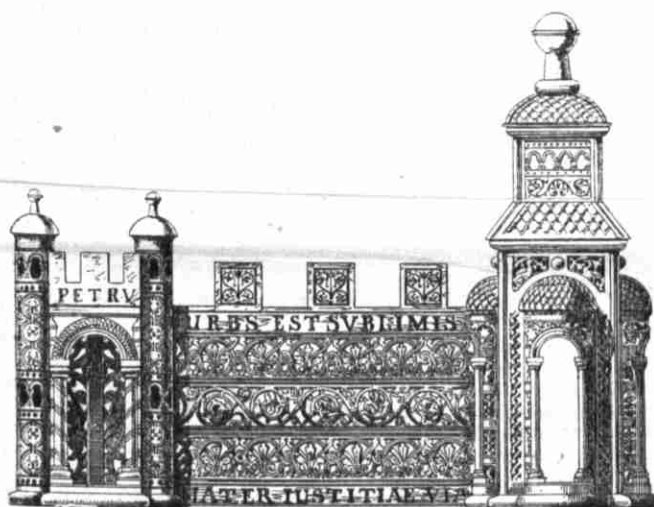


Abb. 1.

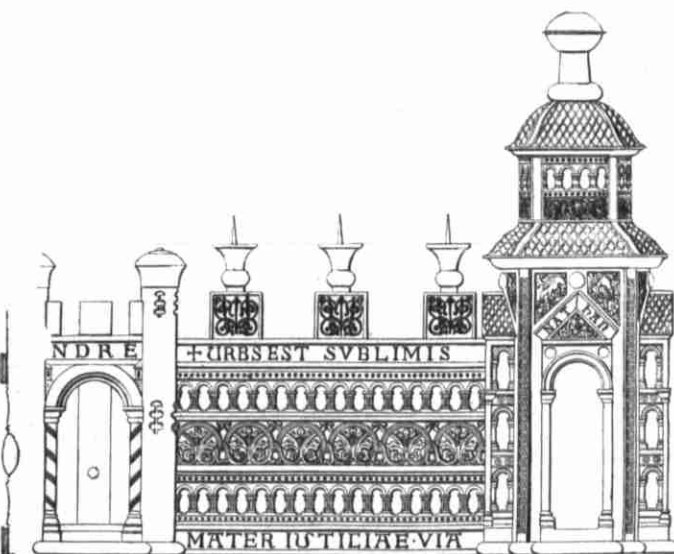


Abb. 2.

Kronleuchter, welcher infolge seines gewaltigen Umfanges von ungefähr 18 Meter jedem Besucher der Kirche sofort in die Augen fällt, einer Wiederherstellung unterzogen werden soll. Zweifelloß ist dieser Entschluß aus pietätvoller Gesinnung hervorgegangen. Man möge daher verzeihen, daß hier trotzdem die Frage aufgeworfen wird, ob es nicht vorzuziehen sei, den Leuchter im gegenwärtigen Zustande zu belassen? Die Zusätze von durchlöcherterem Weißblech, welche den Reif durchziehen, stören m. E. nur bei näherer Betrachtung, nicht in gewisser Entfernung. Hier wirkt der Wechsel zwischen dem weißen und gelben Metall (vergoldetem Kupferblech) decorativ durchaus nicht ungünstig, und zudem bietet der Charakter dieser und anderer Ergänzungen die Möglichkeit, die neueren von den alten Theilen leicht zu unterscheiden. Und gerade dies ist ein Vortheil von höchster Bedeutung, denn die älteren Theile mit ihren reichen und zudem mannigfaltigen und charakteristischen Ornamenten sind von nicht geringem kunstgeschichtlichem Werth, zumal sie zeitlich bis zu gewissem Grade mit Sicherheit zu bestimmen sind. Das Werk ist jedenfalls im 11. Jahrhundert ausgeführt, und zwar vor dem Jahre 1079. Dies geht aus den Inschriften des Leuchters hervor, in welchen der Name Hezilo genannt ist (Bischof Hezilo regierte von 1054 bis 1079). Da aber in der Lebensbeschreibung des Bischofs Bernward bemerkt ist, daß unter diesem hervorragenden Förderer der Kunst mehrere goldene Kronen, unter diesen eine von wunderbarer Größe, hergestellt worden sind,¹⁾ so ist von Kratz, Bock und Cuno der Ver-

zumal nicht einmal mit Sicherheit entschieden werden kann, ob die große Corona Bernwards ein Radleuchter oder eine Votivkrone (wie solche noch jetzt im Cluny-Museum in Paris aufbewahrt werden und uns unter den Zeichnungen alter Handschriften, an Bögen hängend, begegnen) von nicht gewöhnlicher Größe gewesen sei. Auch hat Bernward diese Corona schon selbst aufgehängt („suspendit“) und demnach auch wohl schon vollendet. Vielleicht würde eine gründliche Untersuchung des Hildesheimer Leuchters zur Lösung jener Frage nach der einen oder anderen Seite hin einige Anhaltspunkte bieten.

Vor allem zur Geschichte der Ornamentik und Goldschmiedetechnik, welche noch in vieler Hinsicht der Aufklärung bedarf, würde eine genaue Untersuchung des Leuchters mit seinen reichen und mannigfaltigen Verzierungen manche interessante Ergebnisse liefern. So hat man die sogenannte byzantinische Frage, welche seit Jahrzehnten von Gelehrten lebhaft erörtert worden ist, fast nur in Rücksicht auf Bankunst, Malerei und Plastik zu lösen gesucht. Und doch offenbaren meines Erachtens die Werke des Kunsthandwerkes und der Ornamentik (bis zum 13. Jahrhundert) im allgemeinen einen größeren Einfluß der byzantinischen Kunst. In Bezug auf die Hildes-

¹⁾ „Coronam radiantem mirae magnitudinis in facie templi suspendit.“ Vita s. Bernwardi, Mon. Germ. S. S. IV S. 761. An einer anderen Stelle (das. S. 780) werden dem Dom geschenkte goldene Kronen erwähnt.

heimer Werke ist schon mehrfach in kunstgeschichtlichen Abhandlungen hervorgehoben worden, daß dort von einem Einflusse byzantinischer Kunst nicht die Rede sein könne, obwohl Bischof Bernward mit Otto III., dem Verehrer griechischer Bildung, in inniger Beziehung stand, obwohl auch der zeitweilige Aufenthalt griechischer Mönche in Hildesheim bezeugt ist.²⁾ Es sei die Berechtigung jener Behauptung hinsichtlich der Mehrzahl der dortigen Kunstwerke zugestanden, auch mögen vielleicht zwei Elfenbeintafeln im byzantinischen Stil auf Buchdeckeln Bernwardischer Handschriften und eine gravirte Metallplatte auf der Rückseite eines dieser Bücher, ebenso wie das sogenannte Jerusalemer Kreuz als eingeführte byzantinische Arbeiten zu betrachten sein.³⁾ Eine andere Elfenbeintafel jedoch mit einer etwas rohen, die Kreuzabnahme darstellenden Schnitzarbeit, welche wahrscheinlich unter Bernward entstanden ist,⁴⁾ läßt byzantinischen Einfluß erkennen. Unter den anderen Kunstwerken Hildesheims ist letzteres noch entschiedener der Fall bei einer Madonna, die zweifellos als älteste der drei im Dom aufbewahrten, mit Goldblech überzogenen Madonnen anzusehen ist. Sie zeigt den streng byzantinischen Typus, und ihr ursprünglicher zum Theil noch erhaltener Filigranschmuck ist von einer Feinheit, welche den besten echt byzantinischen Arbeiten des 10. bis 11. Jahrhunderts durchaus gleichkommt. Besondere Beachtung verdienen zwei herrliche, aus feinstem Filigran gebildete kleine Halbkugeln, mit welchen die Halsborte der Madonna geschmückt ist. Den Einfluß byzantinischer Kunst kann man auch an den Blattformen eines Capitells der Godehardkirche, vielleicht auch in einzelnen der zahlreichen (von mir nicht alle durchgesehenen) künstlerisch geschmückten Hildesheimer Handschriften erkennen. Zu diesen von byzantinischer Ornamentik beeinflussten Gegenständen gehört nun auch in gewissem Grade der Hildesheimer Leuchter, wenigstens in Bezug auf einzelne seiner Ornament- und Blattformen. Doch auch in Hinsicht auf andere Fragen verdient dies reich gestaltete Werk der Goldschmiedekunst eine eingehende Untersuchung. Die bisherigen Veröffentlichungen, welche den Leuchter behandeln, sind gewiß sehr anerkennenswerthe und in vieler Hinsicht belehrende Arbeiten, doch genügen sie durchaus nicht, um ein vollständiges Bild des Leuchters zu vermitteln. Man vergleiche die Abb. 1, eine Aufnahme eines, mit dem Wiederherstellungsversuche in Abb. 2, welche F. Bock dem Werke von King „Orfèverie et ouvrages en métal du Moyen-Age“ entnommen hat. Sogar die mittleren Theile dieser Zeichnungen, welche den Inschriften zufolge denselben Abschnitt des Reifes darstellen sollen, weichen fast in jeder Hinsicht von einander ab. Jedenfalls geht aus allen bisherigen Veröffentlichungen hervor, daß noch viele wichtige Fragen, insbesondere in Bezug auf die bei etwaiger Wiederherstellung zu ergänzenden Theile entweder noch der Lösung harren oder aus Mangel genügender Anhaltspunkte gar nicht mit Sicherheit zu lösen sein werden. So ist es noch nicht einmal endgültig entschieden, ob die am Reife des Leuchters angebrachten 12 thurmartigen Gehäuse bezw. deren 48 Apsiden zur Aufnahme von Figuren oder Lampen bestimmt waren. Wenigstens stehen sich in dieser Beziehung die Ansichten Cunos und Bocks schroff gegenüber. Auch in dem kürzlich erschienenen ersten Bande des umfangreichen Werkes „Geschichte des Bisthums Hildesheim“, in welchem auch die hervorragendsten Kunstwerke Hildesheims, obwohl vielfach nur kurz, doch mit großer Liebe und Sachkenntniß beschrieben sind, hat der Verfasser, Domcapitular Dr. Bertram, jene Frage offen gelassen.

Selbst dann, wenn nach unseren jetzigen Ansichten ein Gegenstand genügend erforscht sein würde, so wäre noch immer zu bedenken, daß uns bei derartigen Werken manches unbedeutend oder ganz werthlos scheinen mag, was bei weiteren Fortschritten der kunstgeschichtlichen Wissenschaft Beachtung verdienen wird: dagegen können alle Ergänzungen und Zuthaten, welche jetzt vorgenommen

²⁾ Gegen den längeren Aufenthalt derselben sah sich Bischof Godehard veranlaßt, eine Verordnung zu erlassen. Schnaase, Gesch. d. bild. Künste, IV, 1871, S. 725. Revue de l'art chrétien, 1893, S. 184.

³⁾ Die Metallplatte war ursprünglich mit dem Monogramm *MP ΘΥ* (*Μητρὶς Θεοῦ*) versehen. Diese Buchstaben sind ausgeschnitten und ornamental wieder verwendet worden. Die lateinische Inschrift auf einer der beiden Elfenbeintafeln braucht nicht als eine der Schnitzarbeit gleichzeitige Zuthat betrachtet zu werden.

⁴⁾ S. Kurzer Führer durch den Hildesheimer Domschatz, S. 6.

würden, und wenn sie auch noch so sehr im Stile der ursprünglichen Theile gehalten wären oder gerade deshalb, auch in der Zukunft keinen besonderen kunstgeschichtlichen Werth beanspruchen.

Derartige Kunstgegenstände sind im allgemeinen, wenn nicht zwingende Gründe entgegenstehen, in demjenigen Zustande zu belassen, in welchem wir sie übernommen haben mit allen Aenderungen und Ergänzungen der Vergangenheit. Denn diese sind, wenn sie in der Eigenart der betreffenden Zeit oder unter besonderen Umständen ausgeführt sind, stets bedeutsam. Sie gehören mit zu der Geschichte des Gegenstandes (vgl. S. 101 im vor. Jahrg. d. Bl.). Es sei zwar im vorliegenden Falle zugegeben, daß bei einer Wiederherstellung Theile entfernt bezw. ersetzt würden, die bei näherer Betrachtung sich als aufsergewöhnlich stillse und rohe Arbeiten ergehen, und daß der Leuchter bei geschickter Erneuerung ein schöneres, jedenfalls ein einheitlicheres Gepräge erhalten würde. Wenn man denn durchaus diese Gründe für ausschlaggebend erachten will, so dürfte man doch mindestens wünschen, daß alle neu hinzuzufügenden Theile als solche in irgend einer Weise, z. B. durch Anbringung eines Zeichens, etwa einer Goldschmiedemarke oder eingravirter Jahreszahlen, kenntlich gemacht werden. Außerdem ist es bei solchen Wiederherstellungen sehr wünschenswerth, daß der Zustand vor der Erneuerung genau festgestellt, d. h. das Werk von allen Seiten in großem Maßstabe abgebildet werde. Diese Abbildungen sind dann jedem Interessenten zugänglich zu machen, d. h. in den Handel zu bringen oder an leicht zugänglichen Orten aufzubewahren, nicht in Archiven zu vergraben, wo sie entweder nur wenigen bevorzugten Personen oder nur unter erschwerenden Umständen einzusehen sind. Schreiber dieser Zeilen, welcher die vorstehenden Grundsätze schon vor Jahrzehnten in Fachzeitschriften geltend gemacht hat, freut sich, daß sie in neuerer Zeit allgemeiner und in viel wirksamer Weise vertreten werden (vgl. u. a. die trefflichen Ausführungen auf S. 76 im vor. Jahrg. d. Bl.). Auch soll hier keineswegs bezweifelt werden, daß die erste Anregung zur Wiederherstellung des Hildesheimer Leuchters aus kunstgeschichtlichem Interesse und anerkennenswerther Pietät für dies werthvolle Werk hervorgegangen sei. Man darf sich daher der Hoffnung hingeben, daß bei der Wiederherstellung desselben, wenn von einer solchen nicht Abstand genommen werden soll, nach den angegebenen Grundsätzen verfahren werde. Aber selbst wenn auch dies von vornherein außer Zweifel stehen würde, so dürfte es vielleicht nicht von Nachtheil sein, hier Veranlassung zu nehmen, die schon auf Seite 76, Jahrg. 1899 d. Bl. ausgeführten Grundsätze nochmals entschieden zu betonen. Denn auch anderwärts begegnet man noch viel zu häufig Bestrebungen, welche bei ähnlichen Kunstwerken auf Erneuerungen und Ergänzungen hinielen. Die Anzahl aller Kunstwerke, welche durch Wiederherstellungen in ihrem kunstgeschichtlichen Werth geschädigt worden sind, ist leider schon viel zu groß. So ist es z. B. schmerzlich zu bedauern, daß ein großer Theil der Kunstschätze des Aachener Kaiserdomes, also gerade des werthvollsten Kirchenschatzes Deutschlands, durch Wiederherstellung in seinem Werthe ungemein beeinträchtigt und für jede gründliche Forschung für immer verloren ist. Es läßt sich an diesen Gegenständen eben nicht mehr genau feststellen, was alt oder neu, oder in welchem Maße die alten Theile überarbeitet sind. Diese Wiederherstellungen und Erneuerungen sind zwar unter der Leitung des Dr. F. Bock ausgeführt, eines Mannes, welcher wie kein anderer in damaliger Zeit befähigt war, die Wiederherstellung der dortigen Kunstwerke zu überwachen. Doch berechtigt dies durchaus nicht, die Ergebnisse dieser Wiederherstellungen ohne jedes Mißtrauen hinzunehmen, denn wie viele Irrthümer sind bereits jetzt, bei fortgeschrittener Wissenschaft in den litterarischen Werken des Dr. Bock nachgewiesen, wie manche Behauptungen und Ausführungen dieses Archäologen erscheinen uns jetzt aus oberflächlichen Studien hervorgegangen. Wie oft gehen überhaupt die Meinungen auch hervorragender Gelehrten bei Beurtheilungen alter Kunstwerke weit auseinander. Es führen daher auch die sorgfältigsten, bei ununterbrochener Aufsicht anerkannter Fachmänner ausgeführten Wiederherstellungen nicht immer zu wissenschaftlich unanfechtbaren Ergebnissen. Man möge daher, soviel wie angängig, von Wiederherstellungen Abstand nehmen oder wenigstens den Zustand vor der Erneuerung immer sorgfältig feststellen und der Nachwelt überliefern.

Essen.

Georg Humann.

Vermischtes.

Die Wiederherstellung des Domes in Bremen, eines unserer ältesten und wichtigsten Baudenkmäler, geht seinem Abschlusse entgegen. Das Außere der Kirche ist vollendet, im Innern sind die Gewölbe gefestigt, die schönen Sandsteingliederungen gereinigt, die Putzflächen erneuert worden. Beträchtliche Geldsummen haben im Laufe der letzten zwölf Jahre Bremer Bürger dem Dombau ge-

schenkt, für die Beschaffung des letzten Schmuckes aber, einer des schönen Innenraumes würdigen Malerei, fehlten bisher die Mittel. Diese sind nun von dem hiesigen Kaufmann Franz Schütte, dem bewährten und nie ermüdenden Förderer des Baues, dem Dom zur Verfügung gestellt worden.

Bremen, April 1900.

Ehrhardt.



Von der Verunstaltung des Gasthofes „Zum Hirschen“ in Rothenburg o. d. T. und der damit zusammenhängenden schweren Schädigung des bekannten unvergleichlichen Bildes der alten Taubersstadt ist in diesem Blatte schon wiederholt die Rede gewesen.^{*)} Auch das Schönheitsgefühl der Mitglieder der Akademischen Architekten-Vereine deutscher Sprache, die vor etwa anderthalb Jahren in Rothenburg ihren Verband gründeten, hat die unerträgliche Erscheinung des Gasthofes derart verletzt, daß sie die Umgestaltung seiner nach der Taubersseite gekohnten Front zum Gegenstande eines ihrer satzungsmäßigen Wettbewerbe gemacht haben. Die eingereichten Entwürfe sind durch den in dem damaligen Vororte des Verbandes angesessenen Verein, den Akademischen Architekten-Verein in Braunschweig, zur Beurtheilung gebracht worden, und das aus den Herren Geh. Hofrath Prof. C. Uhde, Prof. H. Pfeifer und Kreisbauinspector Bohnsack in Braunschweig bestehende Preisgericht hat dem oben abgebildeten Plane des Architekten R. Jacobs in Charlottenburg den Preis zuerkannt. Der Entwurf löst die Aufgabe programmgemäß mit wenig Mitteln und ließe sich ohne erhebliche Störung des Gasthofbetriebes zur Ausführung bringen. Er beseitigt das Holzcementdach und die häßlichen Scheingiebel und ordnet an ihrer Stelle der Tiefe des Gebäudes nach zwei ungleich hohe, durch ein Querdach verbundene Satteldächer an. Das höhere, südliche von ihnen überdeckt drei Achsen des Hauptgebäudekörpers und ist mit massiven Giebeln geschlossen, deren thalseitiger, in der Mitte durch einen schlanken, bis zum First hinaufreichenden Erker getheilt wird. Die äußere Satteldachfläche ist durch einen Dachausbau und einen kräftigen Schornstein gegliedert. Das niedrigere nördliche Satteldach hat der Architekt mit einem Krüppelwalme versehen, unter dem eine offene Holzlaube eingebaut ist. Die beiden Fachwerk-Erkerthürmchen an den Ecken des Hauptbaukörpers sind beibehalten, ebenso ist der südliche, nur zweigeschossige und mit einer Plattform abgeschlossene Theil des Hauses unverändert geblieben.

Verdient diese verständige, sachgemäße Lösung, die freilich durch Beseitigung oder Einschränkung des unruhigen Dachlaubenmotives und des den großen Giebel spaltenden langen Erkers erheblich gewinnen würde, an sich Anerkennung, so können wir uns doch angesichts derselben eines Bedenkens nicht erwehren, das wir schon früher an dieser Stelle bei Erörterung der Verunglimpfung des Stadtbildes von Rothenburg durch den gegenwärtigen Aufbau auf den „Hirschen“ angedeutet haben. In der Anordnung der hohen, erker- und laubengeschmückten Giebel über dem viergeschossigen Gebäude liegt eine Gefahr für dieses Stadtbild. Seine zurückhaltende Formen- und Farbenerscheinung, seine ruhigen harmonischen Linien und Verhältnisse würden durch die hohe, helle Masse des Gasthofgebäudes gestört werden. Der „Hirschen“ würde von weiter her die Aufmerksamkeit erregen, aber er würde nach wie vor die Schönheit von Rothenburg beeinträchtigen. Was dort hingehört, ist ein Mansarddach, ein breit gelagertes, ruhiges, behäbiges Mansarddach, das sich trefflich in die Umgebung einfügen und weder die

Umrisslinie des Bildes im ganzen noch ein der in demselben an richtiger Stelle und in richtiger Größe aufragenden Bauwerke (Kirchen, Rathhaus, Mauerthürme usw.) schädigen würde. Wir betonen wiederholt den Werth dieser Dachform und warnen davor, lediglich in Giebeln und Erkerchen und Dachspitzen das zu erblicken, was einer alten deutschen Stadt frommt. Daß dabei im vorliegenden Falle das oberste, neuerdings aufgebaute Stockwerk des „Hirschen“ wieder abgetragen werden müßte, um Mansardgeschoss zu werden, dürfte kein Grund sein, von der Anwendung der empfohlenen, in der Nachbarschaft des Gasthofes in trefflichen Beispielen erhaltenen Dachform abzusehen. Die Stadtschönheit Rothenburgs ist es werth, daß ihr dieses gar nicht einmal bedeutende Geldopfer gebracht wird. —d.

Zu dem Hildesheimer Wettbewerb um Erlangung von Entwürfen, welche als Muster für Neubauten in gewissen, noch die alte eigenthümliche Bauweise Hildesheims zeigenden Straßen dienen sollen (vgl. Jahrg. 1899, S. 107 d. Bl.), sind im ganzen 27 Bewerbungen eingegangen. Die Entwürfe werden von einem noch festzustellenden Tage ab im Römer-Museum in Hildesheim öffentlich ausgestellt.

Die Laufenburger Stromschnellen am Oberrhein schweben in erster Gefahr zu verschwinden, da ihre Wasserkräfte dem Vernehmen nach durch Stauung zur Anlage eines elektrischen Kraftwerkes dem Gewerbebetrieb nutzbar gemacht werden sollen. In gerechter Entrüstung wendet sich der Badische Schwarzwaldderein in Nr. 2 seiner Monatsblätter und auch die Straßburger Post in einem beherzigenswerthen Nothschrei gegen dieses Vorhaben. Ueberall regt sich zum Schutze der heimathlichen Kunst- und Naturschätze, wo solche bedroht sind; möchten doch auch hier die Naturfreunde links und rechts des Rheines zusammenstehen und die beiderseitigen Regierungen ihr gewichtiges Wort einlegen, um dem ganzen deutschen Volke das bedrohte Gemeingut zu erhalten; möge man hier beweisen, daß das allmächtige Geld nicht alles vermag. Wir freuen uns über den stetigen Fortschritt von Technik und Gewerbe in unserem sich prächtig entwickelnden Vaterlande, wir freuen uns über jedes neue zum Nutzen und Glücke vieler Menschen geplante wirtschaftliche Unternehmen, aber vor den Naturschönheiten sollte die unauffällig fortschreitende Gewerbetätigkeit die größte Achtung haben und Halt machen, sie sind die uralten Erbstücke der ganzen Menschheit, die, einmal zerstört, durch kein Geld und keine Kunst zu ersetzen sind.

Für das in Jena im Entstehen begriffene städtische Museum ist von seiten der Stadtverwaltung die Hungersche Privatsammlung städtischer Alterthümer, die namentlich reich an alten Stadtsichten, Aufnahmen verschwundener Gebäude, Plänen und Drucksachen ist, für den Preis von 7000 Mark angekauft worden. Sie soll den Grundstock des Museums bilden, für das es vorläufig allerdings noch an einer geeigneten Räumlichkeit mangelt.

Glasmalereien der Kirche in Neuendorf bei Gardelegen. Die Kirche des Cistercienserrinnen-Klosters zu Neuendorf in der Altmark ist ein frühgothischer, um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichteter Ziegelbau von schlichter, rechteckiger Grundgestalt, welcher als seltenen und werthvollen Schatz eine Gruppe von mittelalterlichen Glasmalereien birgt.^{*)} Die ältesten derselben, in zwei Fenstern der Südseite, stammen noch aus dem 13. Jahrhundert und stellen je zwölf farbige Bilder dar, welche in dem einen Fenster, dem Stile nach wohl dem früheren, aus dem Jugendleben und den Wunderthaten, in dem anderen, stilistisch reiferen, aus der Leidensgeschichte Christi entnommen sind. Von bedeutenderem, künstlerischem Werthe sind die übrigen, der spätgothischen Zeit angehörenden Fenster. Drei davon in der Ostmauer sind eine durch Wappen und Inschriften beglaubigte Stiftung der Familie v. Dassel aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Die beiden äußeren, mit zweitheiligem Maßwerk ausgesetzten Fenster stellen unter reichen Baldachinen die Apostel Bartholomäus und Andreas (vgl. die umstehende Ab-

^{*)} F. Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke. Bd. I, S. 53 und Bl. XXXI. — Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Heft XX. Kreis Gardelegen, bearbeitet von A. Parisius und A. Brinkmann. S. 104 u. f.

^{*)} s. S. 27 u. 100 des vor. Jahrganges d. Bl.

bildung) und die Ordensstifter Benedict und Bernhard dar, das mittlere, dreitheilige Fenster die Apostel Petrus, Paulus, Philippus und Jacobus den Jüngeren, zu beiden Seiten des gekreuzigten Heilands stehend. In einem Fenster der Nordseite ist die Gruppe Peter und Paul fast getreu wiederholt, dazu Simon und Thaddäus. In einem anderen Fenster der Südseite finden sich, wohl erst in neuerer Zeit dort eingesetzt, die ebenfalls spätgothischen Bilder des heiligen Bernhard und einer zerstörten weiblichen Gestalt, welche vermuthlich seine Schwester Humbelina, die Patronin der Cistercienser Nonnen, darstellte.

Da alle Fenster erhebliche Beschädigungen und Lücken aufwiesen, so hatte man bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Ergänzung versucht, welche aber, mit ungenügenden Mitteln und ohne tieferes Verständniß ausgeführt, nur als ein Nothbehelf betrachtet werden konnte.

Nachdem vom Staate, als dem Rechtsnachfolger des ehemaligen Klosters, die erforderlichen Mittel bereitgestellt werden konnten, ist jetzt eine Wiederherstellung sämtlicher Glasgemälde durch das Königliche Institut für Glasmalerei in Charlottenburg erfolgt. Von den Bildern der beiden frühgothischen Fenster war die Hälfte neu hinzu zu erfinden. Im Mittelfenster der Ostmauer deutete nur ein mit neuem Glase gefülltes großes Kreuz auf die ehemalige Darstellung des Gekreuzigten hin, welche jetzt nach einem Vorbilde aus Wilsnack ergänzt wurde. Ebenso waren die rautenförmig gemusterten Flächen oberhalb der Bilder der Ostfenster und manche Theile in der Architektur und den Wappen neu anzufertigen. Eine Ausstellung der wiederhergestellten Fenster hatte das Institut in den Tagen vom 31. März bis 5. April veranstaltet. Die Arbeiten sind als vortrefflich gelungen zu bezeichnen und bekunden von neuem, in wie hohem Maße das Institut den Aufgaben der Denkmalpflege zu entsprechen versteht.



Glasgemälde an der Klosterkirche in Neuendorf.

Bücherschau.

Die Glocken des Herzogthums Sachsen-Meiningen von Dr. H. Bergner, Pfarrer in Pfarrkeßlar, S.-A. Jena 1899. F. Strobel. 169 S. in 8° mit 49 Abbildungen. Geh. Preis 4 M.

Die Abhandlung bildet das 33. Heft der Schriften des Vereins

für Sachsen-Meiningische Geschichte und Alterthumskunde und ist entstanden, indem der von den Schülern eines Seminardirectors gesammelte Stoff durch Bergner „systematisch überarbeitet“ worden ist. Obwohl diesen „jugendlichen und ungeübten Mitarbeitern einzelne leicht erkennbare Versehen mit untergelaufen waren“, scheint dem Verfasser „der Gegenstand doch genügend sicher fundamentirt“ zu solcher Uebersetzung, und er fürchtet nicht, wegen der Leistungen seiner „jungen Freunde jemals erröthen zu müssen“. Wird man nicht durch eine solche Arbeitsweise lebhaft an einen bekannten Kriegsberichtersteller erinnert, der seine blutigen Nachrichten behaglich daheim an seinem Schreibtische verfaßte? „So weit eine Nachprüfung derselben (der Leistungen seiner jungen Freunde) möglich war, habe ich sie nicht unterlassen“, schreibt der Verfasser ganz harmlos weiter, und es ist daher begreiflich, daß er in denselben „nur ganz geringe Fehler entdecken konnte, die bei der großen Fülle des Stoffs und den schließlichen Ergebnissen in keiner Weise ins Gewicht fallen“. Gewiß, „der Kenner wird leicht finden, daß auch die ‚Meiningen Glocken‘ nur in stetem Hinblick auf des seligen Pfarrers D. Ottos Glockenkunde (Leipzig 1884) geschrieben sind“ und bedauern, daß dem Verfasser das übrige Schriftthum über Glocken unbekannt geblieben ist.

Aus den vom Verfasser selber gemachten Zeichnungen ist die Form der Glocken nur mangelhaft, die Herstellungsweise gar nicht zu erkennen. In die Kenntniß der letzteren scheint er überhaupt nicht tief eingedrungen zu sein. Deshalb sind die schriftlosen Glocken, sogar solche mit Schmuck, wie die in Boblas, die (nach Lehfeldt, Amtsgerichtsbezirk Camberg) ins 13. Jahrhundert gehört, unbestimmt geblieben, und deshalb hält es der Verfasser für möglich, den bereits hart gebrannten Mantellehm stellenweis so wieder aufzuweichen, daß erhaben geschnittene Formen, ja sogar (S. 121) ein gewöhnlicher Strick in ihm abgedrückt werden könnten; über die Unausführbarkeit dieses Verfahrens würde ihn jeder Gießer belehren. Sieht man von den vertieften Inschriften ab, zu denen unter den Meiningen Glocken sich kein Beispiel findet, so sind die ersten Zierrathe, besonders die Schrift, durch Einritzen von Linien in den Mantellehm entstanden, seltener durch Wachsfäden, die auf das Hemd gelegt sind.^{*)} Letztere Art zeigt ein sehr merkwürdiges Beispiel in Rödelwitz, das leider nicht charakteristisch genug abgebildet ist und nicht „noch“, sondern spätestens dem 13. Jahrhundert angehört. Aber früh, schon im 12. Jahrhundert, kommen auch schon kleine Reliefbilder vor, die durch Anheften von Wachsmodeilen (Siegel, Bracteaten usw.) auf das Hemd, niemals aber durch Eindringen von Formen in den aufgeweichten Mantellehm hervorgebracht sind. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts ist diese Weise der Wachsmodeile auch für die Schrift allgemein geworden. Aber die Buchstaben wurden nicht nur durch Eindringen von Wachs in vertiefte Formen erzeugt, sondern auch und wohl zuerst durch Modelle, die aus einem Wachsblock geschnitten waren. Daher die vom Verfasser (S. 121 unter 4) bemerkte Verschiedenheit desselben Buchstabens, nicht aber daher, daß dieser Buchstabe „dann noch (d. h. nach seiner Entnahme aus der Holzform) aus freier Hand nachgearbeitet, beschnitten, wohl auch verbogen“ wurde.

Von Bedeutung ist das auf Seite 111 auch abgebildete „Gehülfenbild“ an einer Glocke in Kranichfeld. Es entspricht durchaus einem Steinrelief an der St. Johanniskirche in Saalfeld, bei dem wie hier nur an die h. Kümmeris gedacht werden kann. Beide fast gleichzeitigen Darstellungen (Steinrelief 1516, Glocke 1520) ergänzen sich gewissermaßen. Dort die Beischrift *salvator mundi*, hier der Titulus *inri*, dort eine Königskrone, hier ein ähnliches Gebilde, soviel die Abbildung erkennen läßt, dort der flehende Spielmann, hier deutlich erkennbar nur noch der linke Fuß beschriftet, da sie den Schuh des rechten dem Spielmann gegeben hat. Die Bärtigkeit, das lange (Frauen-) Haar, die völlige Bekleidung und der Hüfteneinschnitt sind bei beiden gleich vorhanden. Sollte sich wirklich keinerlei schriftliche Uebersetzung über die Verehrung der h. Wilgefortis zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Meiningischen erhalten haben? Angesichts dieser Darstellungen wäre solche von höchstem Werthe für die Kenntniß der eigenartigen Heiligen und für die Klärung ihrer immer noch ganz verwickelten Legende.

Cassel.

Dr. G. Schönermark.

^{*)} Vgl. Zeitschrift für Bauwesen, Jahrgang 1889, S. 13 u. 175.

Inhalt: Unsere Dorfkirchen. — Mittelalterliche Reste aus Michelstadt im Odenwald. — Vom Münster in Straßburg. (Schluß.) — Der große Radleuchter im Hildesheimer Dome. — Vermischtes: Wiederherstellung des Domes in Bremen. — Veranstaltung des Gasthofes „Zum Hirschen“ in Rothenburg o. d. T. — Wettbewerb des Vereins zur Erhaltung der Kunstdenkmäler Hildesheims. — Laufenerburger Stromschnellen. — Städtisches Museum in Jena. — Glasmalereien der Kirche in Neuendorf bei Gardelegen. — Bücherschau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin. Druck von J. Kerskes, Berlin.